

Die schweizerisch-deutschen Handelsbeziehungen während des Krieges

Autor(en): **Speiser, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **25 (1945-1946)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

prüfung» ganz bestimmter Entscheide aus dem Sektor der Justiz durch irgendwelche Kommissionen oder ad hoc bestellte Organe — kann ein Zweifel darüber bestehen, wie die Wirkung auf den Widerstandswillen des Volkes gewesen wäre, das eben im Begriff war, wieder etwas neuen Mut zu schöpfen? Wir glauben es nicht.

In seiner Erklärung vom 22. Januar 1946, mit der er die Eingabe der Zweihundert zur öffentlichen Diskussion freigab, hat der Bundesrat sein Urteil in diesem Satz zusammengefaßt:

«Der Bundesrat war sich seinerzeit nach Eingang der Eingabe darüber klar, daß dieser in allen ihren Teilen keine Folge zu geben sei, da die darin aufgestellten Forderungen sowohl rechtlich wie politisch als absolut unmöglich bezeichnet werden mußten».

Wir wüßten nicht, was dieser eindeutigen Beurteilung anzufügen wäre.

Die schweizerisch-deutschen Handelsbeziehungen während des Krieges

Von Ernst Speiser

«Le malaise suisse» ist in der letzten Zeit zu einem Begriff geworden, allerdings wohl mehr in öffentlichen Auseinandersetzungen und in Presseartikeln als in privaten Zwiegesprächen und in Unterhaltungen am Stammtisch. Dort ist weniger davon zu spüren. Wenn aber ein angelsächsischer Beobachter feststellt, die Schweizer seien nicht «happy» und dieser Ausdruck bei uns fälschlicherweise mit «glücklich» statt mit «fröhlich» wiedergegeben wird (zu behaupten, die Schweizer seien nicht «glücklich», ist seit Jahren keinem ausländischen Besucher eingefallen), so fühlt sich der Schweizer doch betroffen, vergißt seine Erinnerungen an lautvergnügte Volks- und Sportfeste, an ausgelassene, feuchtfröhliche Vereinsanlässe, wird introvertiert und beginnt eine Gewissensforschung. Wie üblich in solchen Stimmungen sucht er aber den Fehler, wenn er überhaupt einen finden will, nicht bei sich selbst, sondern dort, wo es jedem am nächsten liegt, nämlich bei den Andern, in erster Linie natürlich bei den Behörden bis hinauf zum Bundesrat. Da er mit seinen Vorwürfen nicht höher hinauf dringen kann, müssen sich unsere obersten Magistraten zu der Rolle des Prügeljungen hergeben, an dem man risikolos seine Unlustgefühle abreagieren kann.

Nehmen wir einmal die Existenz dieses «Malaise» als bewiesen an und versuchen wir, seinen vermutlichen Ursachen nachzugehen.

Zweifellos haben wir alle heute ein gewisses Gefühl der Isolierung. Wir sind auf allen Seiten, und weit über unsere Grenzen hinaus,

umgeben von Völkern, die fünf Jahre des Schreckens hinter sich haben, und viele von ihnen können auch heute noch nicht ein Ende ihrer Prüfungen absehen. Sie alle hatten ein Erlebnis, das sie von Grund auf hat ändern müssen, aber wir sind gleich geblieben. Ihre Existenzgrundlagen sind zerstört; die unsern wurden zwar zeitweilig erschüttert, doch haben sie standgehalten. Das gleichzeitige, gleichartige Erlebnis hat zwischen Siegern und Besiegten etwas Gemeinsames geschaffen, von dem wir uns ausgeschlossen fühlen. Aus der Zerstörung wird überall Neues hervorwachsen, auf den Ruinen wird anders wieder aufgebaut werden, während wir, wie früher, nach unserer alten Gewohnheit langsam und stetig, ohne gewaltsame Unterbrechung, Schritt für Schritt unser kleines Haus noch wohnlicher ausstatten und nebenbei die immer wieder notwendigen Reparaturen vornehmen dürfen und können.

Unsere junge Generation blickt auf die lebenserfahrene und leidensgeübte Jugend des Auslandes und fühlt eine geistige Kluft, die sie nicht überbrücken kann.

Aus dieser Reihe von Gefühlen kann ein «Malaise» entstehen, und dies führt paradoxerweise bei einzelnen zu einer Zerknirschung, die sie fast geneigt macht, dem Bundesrat einen Vorwurf daraus zu machen, daß er das Schweizer Volk nicht in die Feuerprobe des Krieges und der Okkupation geführt, sondern daß er ihm nach besten Kräften die Läuterung durch Not, Elend und Verarmung erspart hat.

Und doch, ist es nicht die erste und heiligste Pflicht jeder Regierung, ihrem Volke Frieden, Unabhängigkeit und Wohlstand zu wahren, und sind dies nicht die drei Dinge, die bis jetzt jeder Machthaber seinen Untertanen versprochen hat? Und wieviele Regierungen gibt es heute auf der Erde, die so, wie unser Bundesrat, von sich sagen dürfen, sie hätten diese ihre Aufgabe erfüllt? Und soll er nun sich dafür entschuldigen müssen?

Ich glaube nicht, daß das Schweizervolk in seiner großen Mehrheit sich solchen Überlegungen verschließen will; wer aber die systematische Kampagne verfolgt, die heute gegen unsere Behörden geführt wird, kann sich des Eindruckes nicht erwehren, sie entspringe nicht durchwegs einer ehrlichen Meinung, sondern ihre Motive liegen anderswo. Ist die Vermutung ganz abwegig, man habe bestimmt mit einer akuten Wirtschaftskrisis bei Kriegsende gerechnet, mit Arbeitslosigkeit und sozialen Unruhen? Diese hätten eine günstige Atmosphäre für einen konzentrischen Großangriff gegen den Bundesrat und unser ganzes politisches System geschaffen. Und nun ist alles ganz anders gekommen!

Statt Arbeitslosigkeit haben wir Mangel an Arbeitskräften, die Versorgungslage bessert sich rascher als erwartet, und die Beziehungen zu den Großmächten entwickeln sich günstig. Man kann dem

Bundesrat weder ein politisches noch ein wirtschaftliches Versagen vorwerfen, und wenn das Schweizervolk auch nicht recht an das Kriegsende glauben will, solange auch nur eine Spur der Kriegswirtschaft zurückbleibt, so merkt es doch, daß der Bundesrat nicht die Absicht hat, die ihm übertragenen Vollmachten länger als nötig auszuüben.

Weil somit die erwarteten Voraussetzungen für einen Großangriff fehlen, muß ein Ersatz gefunden oder geschaffen werden, denn eine Staatskrise ist im Programm vorgesehen, und das Programm muß abgewandelt werden, *coûte que coûte*.

Jede Gelegenheit ist gut genug, um «Wust» zu machen. In jedes Röchlein wird geblasen, Skandälchen werden zu Skandalen aufgebauscht, und wo sich ein wirklicher Skandal zeigt, muß eine Krise daraus werden, welche die Grundfesten des Staates erschüttern soll.

Daß der Bundesrat und seine Organe während der sechs Vollmachtenjahre, wo sie nach dem Willen des Parlamentes Politik und Wirtschaft fast autoritär lenken mußten, auch Fehler gemacht haben, und daß unter den vielen tausenden von Schweizern, die auf wichtige Posten gestellt wurden, sich auch solche befanden, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen oder moralisch nicht dafür qualifiziert waren, wird niemand bestreiten. Wie hätte es anders sein können? Unsere Behörden erheben keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit, und wir sind kein Volk von lauter Musterknaben, obschon wir manchmal geneigt sind, uns dem Ausland gegenüber als ein solches auszugeben. Die in einzelnen Verwaltungszweigen aufgedeckten Verstöße und Vergehen sind tief bedauerlich. Sie verletzen unser Selbstgefühl, und eine ehrliche Empörung darüber und ein Verlangen nach schärfstem Eingreifen muß als Zeichen eines wachen Bedürfnisses nach Sauberkeit begrüßt werden. Daß etwas von unserem Ärger auf den Staat zurückfällt, ist selbstverständlich. Das ist der Preis, den jeder Staat zahlen muß, wenn er in die Wirtschaft und in die Lebensweise des Individuums in allen Einzelheiten regelnd eingreift und somit für alles verantwortlich ist. Je weiter die Staatswirtschaft sich einfrisßt, desto größer werden die Angriffsflächen und desto gefährlicher für jedes Staats-System wird ein Fehler und ein Versagen, und je mehr die Verwaltung zentralisiert wird, desto größer ist die Gefahr der Korruption. *Avis au lecteur!*

Wenn verletztes Selbstgefühl zum Teil an der Wurzel unseres «Malaise» liegt, so spielt im Unterbewußtsein noch etwas anderes mit, das fast einem Schuldkomplex ähnelt. Haben wir auch alles getan, um die Not der andern zu lindern und sind z. B. die Proteste gegen Lebensmittelsendungen an das hungernde Ausland, unter dem Motto: «Charity begins at home», denen sich das Kriegsernährungsamt wider-

willig eine Zeitlang fügen mußte, nicht etwas, dessen wir uns heute schämen sollten?

Und haben wir während des Krieges durch unsere Handelsbeziehungen mit den Angriffsmächten nicht eine Schuld auf uns geladen, ob der wir erröten müssen?

Ich will mich bemühen, diesen letzteren Komplex sachlich und ehrlich zu beleuchten.

Vor allem, und eigentlich als Selbstverständlichkeit, ist festzuhalten, daß die Schweiz sich in allen ihren Handelsbeziehungen zu den Achsenmächten, wie im übrigen auch gegenüber den Alliierten, strikte an die Vorschriften der Haager Konvention für den Landkrieg, 1907, sowie an die sukzessive mit einigen der Kriegführenden abgeschlossenen Verträge gehalten hat. Es handelt sich hier vor allem um das mit den Alliierten abgeschlossene sogenannte War Trade Agreement vom 25. April 1940, das genau den Rahmen festlegte, innerhalb welchem die Schweiz mit den Achsenmächten Handel treiben konnte. Dieses sah u. a. vor, daß keine Waren in unverändertem Zustande re-exportiert werden durften und daß die ganze Ausfuhr nach Deutschland sich innerhalb des «courant normal» der Vorjahre halten sollte.

Die erste Abmachung mit Deutschland über die Regelung der «Gegenblockade» datiert vom 9. August 1940.

Es war eine Selbstverständlichkeit, daß die Gegenspieler jeweils über den Inhalt und die Tragweite solcher Abkommen orientiert wurden, bildeten sie doch die Basis, auf der die Schweiz mit beiden Seiten zu verhandeln hatte. Aus alter Erfahrung weiß die Schweiz, daß für kleine Staaten äußerste Vertragstreue die einzige Politik sein darf. Während Großmächte sich gelegentlich ungestraft über eingegangene Bindungen hinwegsetzen können, wird das Gleiche einem Schwachen und Kleinen nie verziehen, und wenn er durch sein eigenes Verhalten internationale Konventionen entwertet, so ist er zu allererst der Leidtragende. Der Vorwurf der Vertragsverletzung konnte denn auch während des ganzen Krieges nie gegen unser Land erhoben werden.

Was speziell die Ausfuhr von Kriegsmaterial anbelangt, so ist dies ein unzweideutiges Recht des Neutralen. Trotzdem hatte der Bundesrat bei Beginn des Krieges ein allgemeines Exportverbot beschlossen, nicht aus Gründen des internationalen Rechtes, sondern aus ganz andern Erwägungen, u. a. aus Rücksicht auf die eigene Ausrüstung und den laufenden Bedarf der eigenen Armee. Schon bald darauf wurde das allgemeine Verbot fallen gelassen, und zwar auf den dringenden Wunsch der Westmächte. Von der Achse wurde ein derartiges Begehren nicht gestellt. In der Folge begann eine volkswirtschaftlich durchaus nicht begrüßenswerte Aufblähung dieses konjunkturbedingten und der Schweiz eigentlich wesensfremden Industriezweiges, und bis Mai 1940 erfolgte die Ausfuhr dieser Art von Mate-

rial zu 85 % nach dem Westen. Erst nachdem sich der Achsengürtel vollständig um die Schweiz gelegt hatte, nahm der Strom eine andere Richtung, nach einer Pause, während welcher bereits gefährliche Störungen des Arbeitsmarktes eintraten.

Eine einzige Firma, die eine spezielle und sehr begehrte Flab-Kanone herstellt, berichtet, mit der Kapitulation Frankreichs habe sich ein Bestellungsbestand von mehr als 200 Millionen Franken über Nacht verflüchtigt.

Die Tatsache, daß unser ganzer Handel mit Deutschland sich schon seit 1934 auf der Basis eines selbsttragenden Verrechnungsverkehrs abspielte, wobei der Partner nicht nur die schweizerischen Lieferungen durch Gegenlieferungen abzugelten hatte, sondern obendrein noch bedeutend mehr zu uns exportieren mußte, um vor dem Hitler-Regime gewährte Kredite zu verzinsen und amortisieren, und andere Verpflichtungen zu decken, gab uns eine gute Handhabe, um den ganzen Warenaustausch mit Deutschland zu kontrollieren und in bestimmten Schranken zu halten.

Wir werden später an Hand genauer Zahlen zeigen, wie sich unser Verkehr mit den Achsenstaaten im Laufe der Kriegsjahre gestaltet hat.

Es gab in diesen dunklen Jahren nach 1940 nicht wenig Leute, im Herzen gute Schweizer, die, resigniert und ohne Freude, glaubten, der Krieg sei endgültig zu Gunsten der Achse entschieden. Man müsse sich, nolens volens, mit dem Unvermeidlichen abfinden, denn die Schweiz könne allein den Lauf des europäischen Schicksals doch nicht aufhalten.

Vor einem solchen Fehltrail konnte meines Erachtens nur eine intime Kenntnis der angelsächsischen Mächte, ihrer wirtschaftlichen Potenz und namentlich ihres unbeugsamen Charakters schützen. Auch war dazu notwendig das Wissen um die historische Tatsache, daß Europa sich noch nie für längere Zeit der Gewaltherrschaft eines einzelnen Staates unterworfen hat und daß es deshalb das große Ziel der Schweiz sein mußte, so lange durchzuhalten, bis die Gegenkräfte mobilisiert würden.

Darüber hinaus hätte der einfache, selbstverständliche und unerschütterliche Glaube an die Zukunft unseres Landes jeden Schweizer gegen Anfälle von Defaitismus feien sollen.

Wer die Einzelheiten unserer Verhandlungen mit den Achsenpartnern genau kennt, weiß, daß der schweizerische Bundesrat und seine Unterhändler nie der geschilderten Psychose verfallen sind, und daß ihnen von Anfang an ein klares Bild des unvermeidlichen Verlaufs der Ereignisse vorschwebte.

Die Geschichte ihrer zähen Kämpfe gegen einen übermächtigen und häufig arroganten Verhandlungsgegner, der alle Methoden der Einschüchterung anwandte, wird, wenn sie einmal geschrieben wird,

ein Beispiel des Behauptungswillens bieten, das dem unbedingten Abwehrentschluß der Armee nicht nachsteht.

In den gleichen Wochen des Frühlings 1943, wo, wie kürzliche Enthüllungen beweisen, starke Truppenteile einsatzbereit nahe unserer Nordgrenze standen, unterstrich der deutsche Unterhändler seine Forderungen mit der Drohung, Deutschland würde nicht zögern, unser Land die ganze Härte einer Einkreisung fühlen zu lassen. Er sprach sogar die Befürchtung aus, die Schweiz würde in den Strudel hineingerissen. Trotzdem wurde nicht nachgegeben; im Gegenteil, eine an den Tag gekommene Verletzung der Abmachungen gab unserer Delegation den Anlaß, unsere Lieferungen zurückzuhalten und in einem neuen Abkommen zu drosseln.

Mehrere Male nahm man das Risiko eines vertragslosen Zustandes auf sich.

Daß neben dem offenen und an sich verständlichen Druck der Unterhändler der Achse noch ein unsichtbares und darum desto gefährlicheres Netz von Widerständen im eigenen Land bestand, das die Aufgaben unserer Delegierten erschwerte, das lehrt die erschreckende Lektüre des im letzten Dezember erschienenen bundesrätlichen Weißbuches.

Der Erfolg der Arbeit unserer Unterhändler war jedem Schweizer sichtbar: Wichtige Rohmaterialien und Lebensmittel trafen aus Deutschland oder durch von der Achse kontrollierte Zonen fast ununterbrochen ein; wir konnten nach Übersee transportieren, und bei allen Einschränkungen konnten wir trotz allem arbeiten, uns ernähren und unsere Armee ausbauen und ausrüsten. Über die Härte der am grünen Tisch geführten Schlachten, die zu diesem Resultat führten, kann sich aber nur der ein Bild machen, der in diesen schweren Jahren aus der Nähe unsere oft abgekämpften, aber nie nachlassenden Streiter beobachten konnte.

Betrachten wir nun einmal die Lage unseres Landes nicht mit schweizerischen Augen, sondern versetzen wir uns auf den Standpunkt der Alliierten, und versuchen wir, uns in ihre Gedankengänge einzuleben.

Gesetzt der Fall, unser Land hätte es, wider alle völkerrechtlichen Bestimmungen über die Rolle eines Neutralen, abgelehnt, nach dem Ausscheiden Frankreichs aus dem Krieg und nach der Schließung des eisernen Blockaderinges, irgend welchen Handel mit der Achse zu treiben, oder irgend welchen Transit durch ihr Gebiet zuzulassen; was wäre geschehen?

Wenn die Reaktion der Achse sich auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt hätte, was zweifelhaft ist, so hätte eine solche Maßnahme sofort zur Folge gehabt, daß alle Lieferungen nach der Schweiz gestoppt worden wären, ob es sich nun um Waren der Achsenländer

selbst, oder um durch sie transitierende Güter gehandelt hätte. (In den betreffenden fünf Jahren hat die Schweiz aber im ganzen Waren im Gewicht von über 22 Millionen Tonnen importieren können.)

Die Achse hätte selbstverständlich auch die ganze Ausfuhr der Schweiz nach Nicht-Achsenländern gesperrt, während die Schweiz tatsächlich von 1940 bis 1944 allein nach Großbritannien Waren im Werte von 210 Millionen Franken und im Gewichte von 13 300 Tonnen lieferte. Nach den USA betrug die schweizerische Ausfuhr in den gleichen Jahren sogar 644 Millionen Franken und 13 900 Tonnen. Auch mit den britischen Dominions konnte die Schweiz immer einen nicht unwesentlichen Export aufrecht erhalten, der im Falle von Indien wertmäßig sogar fast die Vorkriegshöhe erreichte. Es ist nicht anzunehmen, daß diese im Kriege stehenden Länder Waren bezogen, an denen sie nicht ein wirkliches Interesse hatten.

Wenn die Grenzen der Schweiz vom Mai 1940 an hermetisch verschlossen worden wären, was wären dann die militärischen Folgen gewesen? Der Ausbau unseres Réduits war damals noch nicht begonnen worden. Wir brauchten dazu Unmengen von Zement, Eisen, Stahl und Sprengstoffe, alles Dinge, die wir, direkt oder indirekt, importieren mußten (Zement gibt es keinen ohne Kohle). Die Ausrüstung der Armee mit modernen Waffen und die Einkleidung und Bewaffnung der neu ausgehobenen Mannschaften (wir hatten zeitweise 800 000 Leute in Uniform, das ist die Hälfte unserer männlichen Bevölkerung zwischen 15 und 65 Jahren und ein Fünftel aller Schweizer) wäre unmöglich geworden ohne ständige Importe. Obschon wir bei Kriegsbeginn, verglichen mit andern Ländern, sehr gut mit Lagern aller Art versehen dastanden, wären diese doch bei längerem Schließen aller Grenzen geschmolzen wie Schnee an der Sonne und bei aller Sorgfalt in der Bewirtschaftung hätten wir die Befriedigung der Armeebedürfnisse einstellen müssen. Daneben wäre eine akute Arbeitslosigkeit eingetreten, deren Folgen durch eine von Tag zu Tag prekärer werdende Versorgung mit Nahrungsmitteln und lebenswichtigen Gütern unabsehbar hätten werden können. Statt zu einem Zentrum der Stabilität hätte sich die Schweiz zu einem allen fremden, aufwühlerischen Einflüssen ausgesetzten Herd der sozialen Unruhen entwickeln können. Die militärischen Folgen eines solchen Zustandes sind leicht vorauszusagen. Auch die opferwilligste und bestgeführte Armee kann auf die Dauer ohne gute Ausrüstung, genügende Ernährung und laufenden Nachschub nicht kämpfen. Der heldenmütige aber erfolglose Widerstand der Freiheitskämpfer in Polen, im Balkan und auf einigen kolonialen Kriegsschauplätzen beweist dies.

Wohl war von der Armee alles vorgesehen, um im Kriegsfall vor der Räumung eines Gebietes die für den Gegner lebenswichtigen Objekte zu zerstören. Wieweit dies gelungen wäre im Hinblick auf

die große Fülle an wertvollen Lagern, Fabriken, Transporteinrichtungen sei dahingestellt. Zweifellos wäre dem Feind eine ungeheure Beute zugefallen und, was fast noch mehr zählt als Waren, er hätte seine Methoden der Deportierung Arbeitsfähiger auch bei uns ins Werk gesetzt. Dann hätte nicht nur ein minimaler Teil der Schweizer, sondern die Großzahl derselben, bis zur physischen Erschöpfung für die Achseninteressen arbeiten müssen.

Wenn es dem Gegner schließlich, nach Erledigung der schweizerischen Widerstandskraft, gelungen wäre, auf den Alpenkämmen Fuß zu fassen, dann hätte die ganze strategische Lage ein anderes Gesicht bekommen. War es nicht Feldmarschall Radetzki, der erklärte, die Großmacht, welche die Schweiz besitzt, beherrscht den ganzen Kontinent?

Von den Möglichkeiten, im Sinne humanitärer Bestrebungen zu wirken, die nur dank der Neutralität bestanden, sei hier nicht gesprochen; aber das darf gesagt werden, daß allein schon die Existenz der freien, demokratischen Schweiz im Herzen eines totalitär regierten Europas, ihre Presse und ihr Radiodienst, ungeheuer wichtige Faktoren zur Aufrechterhaltung des Widerstandsgeistes bei den unterjochten europäischen Völkern gewesen sind. Zahllos waren die sichtbaren und unsichtbaren Fäden, die in der Schweiz zusammenliefen, die den Kontakt zwischen den Unterdrückten aufrecht erhielten und dank denen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nie ganz erlöschen konnte.

Der große Wert dieses Zentrums einer geistigen und moralischen «Résistance» ist von alliierter Seite immer wieder voll gewürdigt worden.

Und nun zu den eigentlichen Handelsbeziehungen.

Es ist heute möglich, mit offiziellen Zahlen aufzuwarten, denn die Gründe, die während des Krieges für die Geheimhaltung der Handelsstatistik sprachen, sind weggefallen, wobei nicht verschwiegen werden darf, daß den daran interessierten Legationen in Bern dieselben immer zur Verfügung gestanden sind.

Der totale Außenhandel der Schweiz während des Krieges, also vom 1. September 1939 bis zum 30. April 1945, betrug:

Einfuhr: 25,5 Mill. Tonnen oder 9,7 Milliarden Franken

Ausfuhr: 2,25 Mill. Tonnen oder 7,8 Milliarden Franken

Davon fielen auf die *Achsenmächte*, ihre *Satellitenstaaten* und die von ihnen besetzten Gebiete:

Einfuhr: 18 Mill. Tonnen oder 5,7 Milliarden Franken

Ausfuhr: 1,98 Mill. Tonnen oder 4,4 Milliarden Franken

Wir hatten somit einen Einfuhr-Überschuß von ca. 16 Millionen Tonnen oder 1,3 Milliarden Franken.

Die Zahlen für alle übrigen Staaten lauten wie folgt:

Einfuhr: 7,5 Mill. Tonnen oder 4 Milliarden Franken

Ausfuhr: 0,27 Mill. Tonnen oder 3,4 Milliarden Franken

Das ergibt einen Einfuhrüberschuß von 7,2 Mill. Tonnen oder 600 Millionen Franken.

Der Einfuhrüberschuß in unserm Verkehr mit der Achse war somit gewichts- und wertmäßig bedeutend größer. Das im Verhältnis zum Werte geringe Gewicht unserer Ausfuhr nach Nichtachsenländern beweist, daß es sich dort im allgemeinen um arbeitsintensive Artikel handelte, also um Güter, die wenig Material, aber umsomehr hochqualifizierte Präzisionsarbeit benötigen. Daher ein durchschnittlicher Kilowert von Fr. 12.59, gegenüber einem Kilowert von nur Fr. 2.22 für die Ausfuhr nach der Achse, für welche offenbar prozentual viel weniger Arbeit aufgewendet wurde.

Tatsächlich lieferte die Schweiz u. a. große Mengen von Eisenerz nach Deutschland, das uns in Form von Eisen und Stahl, also umgearbeitet und veredelt, zurückgegeben wurde.

Es mag nun gefragt werden, warum es, trotz der Passivität unseres Handels mit Deutschland, noch nötig war, diesem Lande Clearing-Kredite zu bewilligen, die sukzessive auf über 800 Millionen Franken anstiegen. Die Erklärung, die schon oben angedeutet worden ist, liegt darin, daß unser Handel mit Deutschland seit Jahren immer passiv sein mußte, weil zur Begleichung der Zahlungsbilanz große jährliche Leistungen für Verzinsung und Amortisationen, Lizenzen, Renten, Touristenverkehr und Transitleistungen nötig waren. Von 1933 bis 1938 betrug die totale Passivität unseres Handels mit Deutschland über 1,2 Milliarden Franken. Die Schweiz konnte sich, auch während des Krieges, nicht mit einem Nichterfüllen dieser Zahlungsverpflichtungen abfinden, und das Defizit zwischen den Zahlungen Deutschlands, in Form von Warenlieferungen und den ganzen uns jährlich geschuldeten Summen, mußte durch die sogenannten Clearingvorschüsse gedeckt werden.

Die Ausfuhr von elektrischer Energie, soweit sie noch aufrecht erhalten werden konnte, wurde immer in Relation zu deutschen Kohlenlieferungen gestellt, wobei wir, in Kalorien ausgedrückt, immer viel mehr erhielten als wir abgaben.

Was den Transitverkehr durch Deutschland anbelangt, soll als Beispiel unsere Einfuhr aus Schweden erwähnt werden. Aus diesem, uns kulturell besonders geistesverwandten Land, bezogen wir von 1940 bis 1944 Waren im Gewichte von 520 000 Tonnen und im Werte von 440 Mill. Franken. Darin waren namentlich für unsere Landesverteidigung besonders wichtige Stahl- und Eisenerzeugnisse enthalten. — Aus den Achsenländern und durch das von ihnen kontrollierte Gebiet importierten wir während der Kriegsjahre wesentlich mehr als 10 000 Pferde.

Das witzige, aber böse Wort, die Schweizer hätten während sechs Tagen der Woche für Deutschland gearbeitet, um am siebenten Tag für

den Sieg der Alliierten zu beten, ist bekannt. Ich weiß nicht, von wem es stammt, aber der Autor hat damit dem Land keinen Dienst geleistet. Es entspringt der Mentalität, die, ohne Rücksicht auf die Folgen, auf keinen geistreichen Witz verzichten kann. «On préfère tuer une réputation plutôt que de perdre l'occasion d'un bonmot!» Sogar, wenn es sich um die Reputation des eigenen Vaterlandes handelt!

Wie steht es nun wirklich um die Arbeit des Schweizers für Deutschland?

Wir hatten während des Krieges, mit Einschluß der Mobilisierten, zwischen 2,2 und 2,5 Millionen Beschäftigte. Nach Deutschland allein exportierten wir in den 5 Jahren und 8 Monaten vom 1. Sept. 1939 bis zum 30. April 1945 Waren im Werte von 2500 Millionen Fr., also im Durchschnitt im Jahr für ca. 443 Mill. Fr., während wir in der gleichen Zeit für ca. 529 Mill. Fr. pro Jahr importierten. Um einen jährlichen Exportwert von 443 Millionen Franken zu produzieren, brauchte es, je nach der Art der Waren, 40 000 bis 60 000 Arbeitskräfte. Bei einer Zahl von über 2 Millionen beschäftigten Schweizern zeigt dies, daß davon nur zwei bis maximum drei Prozent für Deutschland arbeiteten. Bezogen auf die ganze Bevölkerung waren es kaum mehr als ein Prozent. Was bedeutet diese Zahl neben den 500 000 Schweizern, die für die Ernährung des eigenen Landes auf dem Felde arbeiteten, die hunderttausende, die in der Armee, in Fabriken und bei Befestigungsbauten sich für die Verteidigung unseres Landes einsetzten und die verbleibende Million, die im Handel, in der Industrie, im Gewerbe, in der Verwaltung und im Transportwesen dafür sorgten, daß unser Land durchhalten und trotz allen Versorgungsschwierigkeiten den nötigen Lebensbedarf decken konnte? Das sind Tatsachen, die niemand übersehen kann und darf und die das oben zitierte Witzwort als solches charakterisieren und entkräften.

Es mag nun noch interessieren, was wir in den genannten Jahren aus Deutschland und den von ihm besetzten Gebieten (Elsaß-Lothringen, Österreich, Protektorat Böhmen-Mähren, Belgien, Holland und Norwegen) bezogen haben. Ich beschränke mich auf einige Positionen und nenne:

	für 5,8 Millionen Franken		
Saatgetreide	12,7	„	„
Malz	17,6	„	„
Saatkartoffeln	68,7	„	„
Zucker	34,4	„	„
Kalisalze	43,0	„	„
Häute und Leder	84,7	„	„
Textilien	33,2	„	„
Kaolin	804,2	„	„
Kohlen	8,3	„	„
Glas	411,1	„	„
Eisen	36,8	„	„
Zink	188,2	„	„
Chemische Roh- und Hilfsstoffe	20,9	„	„
Flüssige Brennstoffe			

Mit aller Konsequenz führten wir unsern Handel mit Deutschland nach dem Prinzip des «do ut des», und jeden Lieferungsverzug beantworteten wir mit einer Kürzung unserer Freigaben. Man nenne ein anderes Land, dem es, wie uns, gelungen ist, trotz dem übermächtigen Druck, dem wir ausgesetzt waren, während des Krieges wesentlich mehr aus Deutschland herauszuholen als ihm geliefert wurde! Nicht einmal sein bis zum Sommer 1941 größter Handelspartner brachte dies fertig.

Was schließlich den unfreiwilligen und erzwungenen Beitrag der eroberten Länder zum deutschen Kriegspotential und Durchhaltevermögen anbelangt, so erreichte dieser auf allen Gebieten — Arbeitskräfte, Material und Produktionsmittel — ein Ausmaß, mit dem sich unsere immer auf Gegenleistungen beruhenden Lieferungen gar nicht vergleichen lassen.

Wenn ich mit meinen Ausführungen erreichen kann, daß gewisse Dinge überhaupt nicht mehr behauptet werden, so ist ihr Zweck erfüllt. Dieser Hoffnung gebe ich mich allerdings nicht hin, denn lose Zungen und sensationslüsterne Federn lassen sich nicht im Zäume legen.

Diejenigen unter uns aber, die wissen wollen, was wirklich geschehen ist, haben ein Recht darauf, daß man ihnen, gestützt auf authentisches Material, die Wahrheit sagt.

Dann erkennt jeder, wie der Verteidigungswille und die Bereitschaft der Armee ihren materiellen Rückhalt und die notwendige Ergänzung in einer vorausschauenden, zielbewußten und taktisch geschickt geleiteten Handelspolitik gefunden haben.

Die Leidensgeschichte der Wirtschaftsartikel

Von Walter Roth

Das letzte Kapitel

Die Entwicklungs- und Leidensgeschichte der Wirtschaftsartikel ist um ein Kapitel länger geworden. Dieses umfaßt die erste *parlamentarische Behandlung* der bundesrätlichen Vorlage vom 3. August 1945 (Ergänzungsbotschaft über die Revision). Es ist sehr wenig erfreulich, und niemand, der die vielen Autoren an der Arbeit gesehen hat, wird behaupten wollen, wir stünden der Vollendung des Werkes näher, als zu der Zeit, da der neue Abschnitt noch nicht geschrieben war.

Um zu dieser Erkenntnis zu kommen, genügt schon ein Blick auf die Abstimmungen in den beiden Kammern, sowie auf die damit verbundenen Vorbehalte und Erklärungen. Im *Nationalrat*, dem die Priorität zu-